

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege  
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Laßt Euch befehlen, Werth. Wenn ich Frieden gemacht habe, für mich und Bayern, so tat ich's aus Liebe zu Oesterreich. Ja! Es gibt eine Liebe, Werth, die vorerst nicht so aussieht. Indem ich Frieden mache, zwingt ich den Kaiser, mir nachzufolgen. Verstehst Ihr? Er muß Frieden machen, muß! Je rascher er's tut, desto besser für ihn. Hab' ich recht, ihr Herren?“

„Ihr sagt sehr wahr: er muß nun Frieden machen, will er nicht von den Schweden und Franzosen und den protestantischen Reichsfürsten erzwängt werden. Aber, Kurfürstliche Gnaden, da er nachgeben muß, wird er auch die Bedingungen annehmen müssen, die ihm gestellt werden. Und ich mein' — die werden hart und bitter sein.“

Der Kurfürst lächelte hämisch:

„Ist nicht meine Sache.“

„Ist nicht Eure Sache. Ah, so! Nur weil Ihr vorhin von Liebe zu Oesterreich überflosset!“

„Ich weiß nicht, was mich bewegt, mit Euch herumzureden.“

Jan trat dicht an ihn.

„Herr Kurfürst, Ihr sagt: „Ich habe den Frieden unterzeichnet.“ Ist es dieses Papier?“ — Er nahm ein Pergament auf, das vor des Kurfürsten Sessel lag. „Ist es dies? Ich geb's noch einmal in Eure Hand. Denkt an die gemeinsame Sache. Ich stehe Euch an, denkt an den Kaiser, an den Glauben — Kurfürstliche Gnaden — ich will als einfacher General dienen unter jedem, den Ihr schickt — aber zerreißt das Pergament! Reißt's mitten durch und schmeißt's auf den Tisch!“

„Seid Ihr von Sinnen?“

„Nein, nein — mir blutet das Herz — das ist alles. Denn ich fühle — das, was Euer Kurfürstliche Gnaden tun will, kommt einem Verrate gleich, einem Verrate an Deutschland!“

„Schweig! Oder ich lasse Euch verhaften!“

„Tut's. Laßt mich verhaften — hier ist mein Degen, mein Degen, der ein Vierteljahrhundert Euch und der großen Sache gedient hat. Tut's, aber laßt Euch sagen, wenn zwei Reiter einen Posten halten, und der eine geht zum Feinde und läßt den Kameraden im Dreck, so gebührt ihm der Strick. Ist ein deutliches Exempel.“

„Ich werd' Euch das Maul stopfen! — Rüttner!“

Der Kurfürst schrie es, blau vor Wut.

„Rüttner!“

Aber da traten zwei seiner Räte zu ihm und nahmen

ihn von beiden Seiten unter den Arm und redeten auf ihn ein. Und Maximilian nagte an der Unterlippe und hörte zu. Erst schüttelte er heftig den Kopf, aber als die Räte ihm von Schweden sprachen, und daß der Schwede an den Grenzen stehe, und daß Gnaden der Herr Kurfürst vorläufig keinen General habe, der den Schweden Widerpart bieten könne, keinen als den Werth — da faltete er die Hände und blickte nach oben.

„Geht ins Lager zurück, Werth,“ sagte er dann beherrschend, ohne ihn anzusehen. „Ich vergebe Euch die unbedachten Worte. Geht und denkt besser von mir.“ —

Als Jan mit seinen Freunden München hinter sich hatte, sagte er entschlossen aus seinem finsternen Grübeln heraus:

„Die Würfel liegen still. Ich führ' dem Kaiser das Heer zu!“

„Jan! Jan!“ rief José Maria. „Hast du bedacht —?“

„Alles! Deutschland und der Glauben stehen höher als dieser Kurfürst!“

### 14. Kapitel.

#### „Zum letzten Heller.“

Marie-Anne mußte das Heer verlassen und nach Bilsbosen nahe der böhmischen Grenze gehen. Jan war nicht mehr ihr Jan. Ein tödlicher Ernst beherrschte sein Wesen, seine Unruhe war ohne Grenzen. Sein Weib war gehorsam von ihm gegangen, besorgt, ihn nicht noch mehr zu erbittern. Sie hauste in einem schlechten Gasthof, der „Zum letzten Heller“ hieß. Er lag dicht an der Donaubrücke und hing mit seinem oberen Geschoss über den grünen Strudeln des Flusses. Dieses Quartier hatte ihr Jan angewiesen. „Bist mit zwei Schritten auf der Brücke — und drüber ist kaiserlich Erbland.“ Sie fühlte sich immer auf dem Sprunge zur Flucht, und diese Unsicherheit, dieses Rechnen mit der Flucht ließ sie keine rechte Zuversicht finden. Was geschah im Heer? Wo war Jan? War der Plan schon ruckbar? — Nichts antwortete auf ihre Fragen.

Endlich — nach Wochen kamen zwei Reiterregimenter nach Bilsbosen. Es hieß, daß das ganze Heer sich hier sammeln solle. Zugleich erhielt Marie-Anne einen Brief von Jan, der ihr empfahl, sich den Truppen nicht zu zeigen. Im übrigen gehe alles gut.

Immer mehr Truppen rückten heran; die Soldaten wußten nicht, was dieses seltsame Lagern an der böhmischen Grenze, wo doch kein Feind stand, zu bedeuten hatte. Wenn Marie-Anne bei geöffnetem Fenster saß, konnte sie die lärmenden Gespräche der Soldaten in der Schenkstube belauschen. Ihre Sorge wuchs. Wußten die Soldaten nicht, weshalb man sie hier zusammenzog? Und die Offiziere?

Sie wäre José Maria, der eines Abends, von langer Reise erschöpft, in ihr Zimmer trat, fast um den Hals gefallen.

„Seid Ihr es wirklich?“ rief sie, „Gott sei Dank! Spricht, spricht! Was geht vor? Wie stehen die Dinge? Steht der Kaiser zu Jan? Ich bitte Euch — spricht. Ich.“

vergehe vor Sorge! Könnte ich bei Jan sein, wüßte ich um alles — ich wollte mich um nichts sorgen! Sagt, wie geht es Jan? Hat er Euch Grüße aufgetragen? Botschaft?"

„Beunruhigt Euch nicht," sagte José Maria. „In zehn Tagen ist die ganze Armada um Bilshofen versammelt. Ein kaiserlicher Abgesandter kommt zu dieser Zeit an das jenseitige Ufer, um die Regimenter für Ferdinand neu in Pflicht zu nehmen. Jan trug mir auf, Euch viel Liebes zu sagen. Erlaubt, daß ich Eure Hand küsse — er vertraut auf Euch, daß Ihr ruhig zuwartet."

Marie-Anne stieß einen Seufzer der Erleichterung aus und befehlte die Hand des Abbé einige Augenblicke in der ihren, als beruhigte sie die Berührung des besten Freundes ihres Jan.

„Ach, Herr José Maria," sagte sie dann, „ich habe eine Frage an Euch als Freund — und Priester, antwortet mir — ich bitte Euch sehr — wie Herz und Gewissen es Euch befehlen. Darf jemand Jan mit bösen Worten schelten, daß er — so handelt?"

José Maria ließ den Kopf sinken. Sie sah auf seinem Gesicht, das nichts verhehlen konnte, die Unruhe, die ihn bewegte. Sie erschrak tödlich und schlug die Hände vor die Augen.

„Verzeiht!" rief der Abbé. „Ihr mißdeutet mein Schweigen. Daß es Menschen geben wird, die Jan bittere und verletzende Vorwürfe nicht ersparen; wenn sein Herz rein ist — wenn sein Handeln ehrlich — lieber Heiland, dann mag die Bosheit schmälen."

„Ihr weicht mir aus! Tut es nicht, ich bitte Euch! Daß mein Jan etwas wirkt, wozu er nicht aus ganzem Herzen Amen sagt — das werde ich nie glauben! Aber billigt Ihr, was er tut?"

„Frau Marie-Anne — Ihr denkt an den Eid. Ich kenne den Wortlaut dieses Eides. Es heißt darin, daß Jan gelobe, der kaiserlichen Majestät und dem Heiligen Römischen Reiche treu zu sein. Das sind die Worte. Versteht: zu oberst steht die Pflicht gegen Kaiser und Reich — dann erst folgt die Pflicht gegen den Kurfürsten von Bayern. Beruhigt Euch also. Daß der Fahneneid dem Maximilian als Oberbefehlshaber geschworen wurde, ist die Schuld der verwickeltesten Verhältnisse nach Wallensteins Tode. Im übrigen hat der Kaiser unsern Jan und alle mit ihm der Pflicht gegen den Kurfürsten entbunden und ihnen Befehl gegeben, zu ihm zu stoßen."

„Ahnt der Kurfürst, was vorgeht? Wie stellen sich die Offiziere? Habt Ihr Vertrauen, daß die Affäre glücklich endet?"

„Ich selbst habe zwei Offiziere gewonnen. Aber es stünde besser um die Affäre, wenn Jan weniger fäh wäre. Er überredet nicht, er sagt: entweder — oder! Und es mag Offiziere geben, die Schmeicheleien und Versprechungen lieber hören als Drohungen. Ihr wißt, daß der Kurfürst den Freiherrn von Rauschenburg zum Feldmarschall ernannt hat —"

„Nichts, nichts weiß ich — ich habe gelebt wie im Gefängnis!"

„Ja, Jan hat nur die Reiterei. Da er das Fußvolk haben mußte, forderte er den Generalwachtmeister des Rauschenburg, einen Herrn von Holz, zu sich und wollte ihm aufsehn, daß er in Abwesenheit des Feldmarschalls das Fußvolk auf Bilshofen dirigiere. Und da Holz sich weigerte, die Marschbefehle zu geben, zog Jan den Degen und setzte ihm die Spitze auf die Brust: „Unterschreibt — oder —!" Holz unterschrieb. Wird aber schleunigst nach München berichtet haben, wie der Werth mit ihm umgegangen. Und daran kann der ganze Plan scheitern. Mir wär's wohlter, wir wären zwei Wochen weiter."

„Da sag' ich Amen — aus ganzem Herzen!"

Während Jan endlich auch die letzten Regimenter auf dem Marsche nach Böhmen hatte, jagte ein Bote mit einem Briefe des Generalwachtmeisters von Holz nach München, und als Maximilian diesen Brief entfaltete und las, wurde er blaurot im Gesicht und fiel ohnmächtig in die Arme seiner Räte. Denn der Brief verriet die Pläne Jans und schloß mit der Hoffnung, daß kurfürstliche Gnaden dem submissivst geseichneten von Holz eine Belohnung in Gestalt eines Titels oder Amtes nicht versagen werde. Als Maximilian wieder zu sich kam, hatte ihn die Ruhe und Besonnenheit, deren er sich sonst rühmte, gänzlich verlassen. Er wollte sofort die Acht über Werth verhängen, dem von Holz Befehl geben, des Rebellen Werth tot oder lebendig sich zu ver-

sichern, und es bedurfte der ganzen Ueberredungskunst der Räte und des rasch herbeigerufenen Beichtwaters, um den Kurfürsten zu überzeugen, daß man des Werth, den seine Soldaten vergötterten, nicht also habhaft werden könnte. Leicht rase die ganze Soldateska nach München, und dann — Gnade Gott uns allen.

„Rein, kurfürstliche Gnaden," sagten die Räte, „schickt uns zum Meer. Gebt uns Vollmachten — den Soldaten und Offizieren Versprechungen zu machen — aber Eile tut not. Entscheidet Euch."

Maximilian entschied sich. Eine lächelnde, sanfte und berebte Gesellschaft von Räten zog gegen Jan aus und versprach den Obersten Generalswürde und einen Helm von Gold, und diese versprachen den Soldaten wieder den ganzen seit Monaten rückständigen Sold und jedem Mann noch 30 Taler obendrein, und die Regimenter machten halt, wo sie gerade waren, und Jan roch das Unheil erst, als hie und da selbst eins seiner eigenen Regimenter hochsteif stehenblieb. Und da fielen auch schon Proklamationen wie vom Himmel herab in die Lager, und darin stand: Werth ist ein Verräter, ist geächtet und vogelfrei, und sein Kopf ist zehntausend Taler wert, und wenn ein Muttermörder den Kopf bringt, so kriegt er die zehntausend Taler und Generalpardon obendrein.

Der getreue Spord war der Erste, der schreckensbleich in Jans Zelt stürzte, die Proklamation in der Hand.

„Werth! Es ist aus! Lies und rette dich!"

„Retten? Du — schwägest von Retten? Zackerbomben- und löh! Was ist verloren? Laß mein Leibregiment aufsitzen. Mit meinen Kerlen treib' ich die Armee wie eine Hammelherde nach Böhmen!"

„Dein Leibregiment? Werth! Du haßt keins mehr! Deine Offiziere haben sie gebunden. Hörst du?"

Jan zog den Degen und schrie:

„Mein Pferd! Mein Pferd! Wollen sehen, ob sie mich auch binden!"

Spord stürzten die Tränen aus den Augen; er umarmte Jan und hielt ihn fest:

„Sie tun's! Sie tun's!"

Jan stieß ihn zur Seite und eilte ins Freie, sprang aufs Roß und sah sich um: da standen seine Soldaten in Rotten zusammen, und einzelne Schwadronen saßen schon im Sattel. Kurfürstliche Räte galoppierten vor ihnen auf und ab. Jan gab seinem Gaul die Sporen, Spord folgte. Aber da schlug ihm nicht der Ruf entgegen, den er zu hören seit langen Jahren gewohnt war — der Ruf: „Werth! Werth!" Sondern das Geschrei:

„Bivat der Kurfürst von Bayern!"

Da wußte Jan, daß diejenigen, auf deren Liebe zu ihm er den Kopf auf den Block gelegt hätte, daß seine Veteranen, die er duzendfach zum Siege geführt hätte, einiger Handvoll Taler wegen von ihm abgefallen waren und daß diese Krieger, mit denen er Gefahr und Not, Beschwer und Lust geteilt hatte, die ihn kennen mußten, wie er sie zu kennen glaubte, daß diese Menschen ihn für einen Verräter hielten. Diese Erkenntnis war wie ein Keulenschlag, der ihn im Sattel schwanke ließ.

Und ohne ein Wort mehr wendete er sein Pferd.

Aber da lösten sich regellose Scharen aus dem Getümmel der Soldaten. Man schrie: „Fangt ihn! Bivat der Kurfürst! Fangt den Verräter! Zehntausend Taler!" — Einzelne schlugen die Musketen an, Reiter setzten sich erst zögernd in Trab, dann entschlossen in Galopp. Jan drehte sich im Sattel um, und die Wut verzerrte sein Gesicht. Er glich einem alten Wolf, der die heulende Meute der Köter erwartet. Spord wußte, daß hier Reden nicht mehr fruchtete; er griff Jans Pferd in die Zügel und spornte feins. Die Gänle stoben davon.

„Laß los!" knirschte Jan und hob den Degen.

„Schlag zu!" rief Spord. „Aber nicht, ehe du drei Vaterunser gesprochen hast! Für dich eins, für mich eins und eins für dein Weib!"

Jan antwortete nicht. Aber als Spord nach einer Weile die Zügel freigab, ritt er weiter, und allmählich erstarrte hinter ihnen das Geschrei der Soldaten.

In und bei Bilshofen lagen die Regimenter Gelling, Waldpott, Papier und das Jung-Kolbische Regiment. Bei den ersten drei Regimentern wurden die Gefandten Maximilians mit Freuden aufgenommen, nur das Jung-Kolbische warf sie zum Lager hinaus. Als José Maria, der von den Vorgängen um Jan nichts wußte, den Abfall der drei

Regimenter vernahm, eilte er in das Jung-Nobische Lager. Er beschwor die Offiziere, treu zu Jan zu stehen und es selbst auf einen Kampf ankommen zu lassen. Außerdem müsse Jan mit den übrigen Regimentern bald heran sein. Die Soldaten lachten ihre Kameraden aus, die sie zum Herüberkommen aufforderten. Darauf umzingelten die drei Regimenter das Lager und schickten sich zum Sturme an. Einzelne Musketensalben knatterten bereits. Da machte sich bei den Angreifern eine laute Bewegung bemerkbar, sie stellten das Schießen ein und schickten unter dem Schutze der weißen Fahne einen bestaubten Boten vor, der dem Jung-Nobischen Regiment anzeigte, daß sich bereits alle anderen Regimenter für Bayern entschieden hätten. Da sahen diejenigen, die zu Werth halten wollten, daß nichts mehr zu retten war, und als die Offiziere trotzdem auf Kampf bestanden, überwältigten sie diese und hielten sie in Gewahrsam. Der Oberst erschöpfte sich, da er Maximilian nicht in die Hände fallen wollte. José Maria eilte auf Umwegen in das Gasthaus „Zum\* letzten Heller“ zurück. Er ließ die Pferde satteln.

(Schluß folgt.)

### Freund oder Feind?

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Elise von Steinkeller.

Ich kann sie wirklich nicht leiden, unsere Freunde. Im Gegenteil, ich hab' so einen recht gesunden, förmlich wohnstreuenden Haß gegen die ganze Gesellschaft, und nichts ist mir tiefer, als wenn es ihnen so recht, recht schlecht geht, aber von einem „netten Freund“ hab' ich doch ein Geschichtchen gehört, das will ich hier erzählen.

In der alten ostpreussischen Stadt J. war's, damals, als die Russen sie besetzt hatten, und als der berühmte General Krennerts Kampf gemeinschaftlich mit dem noch berühmteren Nikolajewitsch baselbst „regierte“! Selbstverständlich hatte das dort befindliche Garnisonlazarett da auch „russisch“ werden müssen. Ein alter russischer Generalarzt leitete es und kurierte Freund und Feind mit schöner Ruhe und immer gleichbleibender Pflichttreue. Wirklich, ein selten „lieber Kerl“ war dieser alte Arzt, den seine Patienten aufrichtig verehrten, weil er freundlich zu jedermann war, und — ob russisch, ob preussisch — jedem dieselbe Sorgfalt angedeihen ließ.

Besonders ins Herz geschlossen schien er aber den jungen preussischen Leutnant v. S. zu haben. Wenigstens widmete er diesem noch außer den Dienststunden manchmal seine Zeit. Und da der Leutnant v. S. etwas Russisch sprach, der Generalarzt aber recht gut Deutsch, unterhielten sie sich gern miteinander, und es bahnte sich zwischen ihnen beinahe so etwas wie ein kleines Freundschaftsverhältnis an.

Leutnant v. S. war schwer verwundet. Er mußte fest liegen, denn ein Schuß hatte die Lunge durchbohrt, ein anderer Schulter und Arm verletzt. Ohne die geringste Bewegungsmöglichkeit verbrachte er endlose Tage auf seinem Schmerzenslager, während draußen die Kanonen donnerten und in den Straßen der Stadt sich die Russen als die Herren der Welt aufspielten und ihr Uebermut die schönsten Blüten trieb.

Gerüchte über große Siege der Russen wurden verbreitet und gelangten natürlich auch ins Lazarett, so daß der arme verwundete Leutnant in all seinem Elend wohl verzweifelt wäre, wenn der Arzt nicht seiner angenommen hätte. Der alte Herr lächelte immer etwas ironisch, beim Donner der Kanonen sowohl wie bei den wunderbaren Siegesnachrichten, und mit gut gemeinten harmlosen Witzchen half er seinem Patienten über die schlimmsten Stunden fort.

„Ist Medizin, so gut wie anderes!“ meinte er.

Und: „Ist Medizin!“, damit entschuldigte er sich wohl auch vor seinem patriotischen Gewissen, wenn er in seltsamster russisch-deutscher Orthographie beruhigende Briefe an des Leutnants junge Frau und an seine Eltern schrieb, weil er gemerkt hatte, daß der Verwundete regelmäßig zu sieben anfang beim Gedanken an all die Angst, die die Seinen ausstanden, seit sie ihn verwundet in russischer Gefangenschaft wußten.

Auch draußen donnerten die Kanonen weiter, aber seltsamerweise staute der Uebermut der russischen Truppen ganz allmählich ab, und die übigen Siegesberichte wurden immer bescheidener, bis sie zuletzt völlig aufhörten und eine merkwürdig unzufriedene, gebrochene Stimmung unter den russischen Lazarettinsassen eintrif.

„Krennerts Kampf und Nikolajewitsch sind fort!“ raunte man sich flüsternd zu, — und dann plötzlich:

„Das Lazarett wird geräumt, die Verwundeten werden nach Moskau geschafft!“

In steigender Eile wurde dem Befehl Folge geleistet. Alles, was in dem Gebäude nicht niet- und nagelfest war, wurde zusammengepackt, in erster Linie die unglücklichen Verwundeten. „Auf nach Moskau!“ lautete die Parole. Nur den Leutnant v. S., der in einem kleinen Zimmerchen etwas abseits lag, schien man vollständig vergessen zu haben. Niemand kümmerte sich um ihn,

er wußte nicht, was dieser plötzliche Ausbruch zu bedeuten hatte, wußte nicht, was aus ihm werden würde, und sah voller Unruhe nach dem Generalarzt aus, von dem er Aufklärung erhoffte.

Endlich kam dieser auch — aber nur, um ihm stumm und heftig ein paarmal die Hand zu drücken und sich dann schleunigst ins Nebenzimmer zu begeben, wo er alsbald eine laute Unterhaltung mit einem höheren Offizier hatte. Und nun war's doch schrecklich, daß der Leutnant v. S. Russisch gelernt hatte, denn durch die halbhohe Tür verstand er jedes Wort, was die beiden redeten.

Und was er erfuhr? — Ja, seit alter Freund erklärte kurz und schroff, daß es wirklich nicht lohnte, sich den Leutnant v. S. auch noch aufzupacken, wenn man jetzt fortmüßte, denn besagter Leutnant wäre nach aller ärztlichen Wissenschaft ein Kind des Todes und würde kaum den heutigen Abend, geschweige denn den nächsten Tag erleben.

Der Offizier antwortete darauf, aber plötzlich unterbrach er sich mitten im Wort und stürzte in wilder Hast davon, der Generalarzt hinterher, laut und schwer schlug eine Tür ins Schloß, und der Leutnant v. S. war allein.

Allein in dem Bewußtsein, eben sein Todesurteil gehört zu haben! Für so krank hätte er sich doch jetzt gar nicht mehr gehalten! Desto schwerer trafen ihn nun die harten Worte. — Und den Arzt, der dies so kalt aussprach, der ruhig davonging und ihn hier einsam sterben ließ, den hatte er für seinen Freund gehalten! Wie man sich doch täuschen kann! — Der Leutnant v. S. überdachte sein Leben, er dachte, daß es doch eine Ehre wäre, für das Vaterland zu sterben, und daß er als Held die schwere Stunde durchhalten müßte. Aber dann fielen ihm seine junge Frau und seine Eltern ein, und die Tränen kamen ihm in die Augen, weil er all seine Lieben nun nie mehr wiedersehen sollte! — Ach, es ist schwer zu sterben, wenn man kaum 24 Jahre ist und brauchen das schöne kunte Leben laßt.

Und der Leutnant lag mit geschlossenen Augen und wartete auf den Tod. Und über allem Warten achtete er gar nicht darauf, daß auf der Straße in gleichem Marichtempo Truppen einzogen, und daß in den verödeten Lazarettäumen allmählich wieder Leben erwachte. Erst als eine kühle Hand sich leicht auf seine Stirn legte, merkte er, daß er nicht mehr allein war.

„Gott sei Dank, er lebt ja, Herr Doktor!“ sagte eine Frauenstimme.

Leutnant v. S. öffnete die Augen. Da stand eine junge, blonde Hülfschwester und neben ihr ein Herr in preussischem Feldgrau.

„Vergott im Himmel, wirklich ein preussischer Militärarzt!“ „Sie haben Dusek gehabt, lieber Freund! Als die Russen hier vor unseren Truppen ausrückten, haben sie sämtliche Verwundete mitgeschleppt, um die Zahl ihrer Gefangenen zu erhöhen. Sie hat man aber augenscheinlich vergessen. Wirklich, riesiges Glück!“

„Glück!! Sie haben mich liegen lassen, weil es nicht lohnte, einen Menschen, der nur wenige Stunden noch zu leben hat, mitzunehmen!“

„Ach, Unsinn! So dummi sind meine russischen Kollegen doch nicht!“

Der Feldgrau lächelte, und nach einer gründlichen Untersuchung des Verwundeten lachte er noch mehr.

„Ihnen geht's ja tadellos! Morgen können wir mal den ersten Versuch mit dem Aufstehen machen!“

Da merkte der Leutnant v. S., daß der alte russische Arzt doch mehr sein Freund gewesen war, als er geahnt hatte.

### Vermischtes.

\* Wie Scarborough Melame macht. Scarborough, der Ort, der durch die Bezeichnung der deutschen Kreuzer weltberühmt geworden ist, besitzt die schöne Eigenschaft, auch dem Unglück eine gute Seite abzugewinnen. War hätte gedacht, als die Granaten auf die Häuser niederhagelten, daß dieser Eisenhagel einen Goldregen nach sich ziehen könnte? Und doch hoffen dies die Leute von Scarborough sehr zuversichtlich. Ein Mitarbeiter der „Times“, der den Ort besucht hat, erzählt von diesen lockenden Zukunftsgedanken. Vorläufig ist der Fremdenbesuch in Scarborough allerdings sehr gering. Daß zu Weihnachten niemand hinkam, läßt sich begreifen, denn damals stand man noch ganz unter dem frischen Eindruck des deutschen Angriffes. Aber auch zu Oätern ist der Zustuß der Besucher sehr spärlich gewesen, denn die Vergnügungsbereiten haben Angst, daß die Deutschen ihren Ausflüg wiederholen könnten. Aber geht es auch jetzt Scarborough schlecht und schimpft man hier auch weiblich auf die Regierung, die sich trotz der dringenden Forderung des Schadenersages bisher noch nicht gerührt hat, so erwartet man doch für die Zukunft goldene Berge und einen noch nicht dagewesenen Aufschwung der Fremdenindustrie. Wenn die Behörden die Scarborougher im Stich lassen, so müssen sie sich selbst helfen, und dazu sind sie eifrig an der Arbeit. „Die Zeit wird kommen,“ schreibt der Mitarbeiter der „Times“, „da Scarborough einen unabweierlichen Gewinn davon wird von den Unbilden, die es erleiden mußte. Besucher werden in Strömen herbeieilen, um die Reichen zu sehen, die die Deutschen an dem Ort hinterlassen haben, die Lächer jener „deutschen Boden“, die so vielen Gebäuden eingemipft sind.“ Gedächtnistafeln werden an den Mauern angebracht und erinnern an die Ereignisse, die sich hier abspielten. Die Ausbesserungen der von den Deutschen verur-

schichten Schäden sind so ziemlich durchgeführt; man sieht die neuen Ziegel an der Rückseite des Grand-Hotel und die mehr oder weniger ausgedehnten Arbeiten, die in den Mauern anderer Häuser ausgeführt wurden. Damit diese Spuren nicht zu schnell verwischt werden, hat man in schönen Buchstaben angeschrieben, welche denkwürdigen Schicksal die alten Mauern erlitten. Die Stadt ist außerdem voll von „Tropfäsen“ in Form von Granaten und Granatstücken, dreißigstellige, sechsstellige und elfstellige, von denen die letzteren die gefährlichsten und am meisten bewundernswürdigen sind. Als kostbarer Schatz werden in dem sichersten Verlies des Rathhauses sechs vollständige Granaten aufbewahrt, zwei sechsstellige und vier dreißigstellige, die eines Tages gegen hohen Eintrittspreis einem schaulustigen Publikum gezeigt werden sollen. Mit Eifer vertieften sich bereits Gelehrte und Bürger in dies denkwürdigste historische Ereignis aus der Geschichte Scarboroughs, und der Stadt-Ingenieur hat eine sehr interessante Karte entworfen, auf der genau jede einzelne Stelle angegeben ist, die durch eine Granate ausgezeichnet wurde. Da gegen 600 Schiffe abgeben wurden und die Beschießung nur 20 Minuten dauerte, so kommen 30 Granaten auf die Minute, und der Verlauf des Bombardements läßt sich auf der Karte, die ebenfalls eine Sebenswürdigkeit darstellt, genau verfolgen. So sorgt Scarborough schon jetzt für die Zukunft.

**• Betrüger in Akaki.** In Kitchener's neuer Armee befinden sich auch manche recht zweifelhaften Elemente, und es ist daher nicht verwunderlich, daß diese ihre Uniform zu Betrügereien mißbrauchen. Wegen die Schwindereien von Soldaten sehen sich englische Blätter sogar schon genötigt, Warnungen zu erlassen. Sehr bezeichnend ist ein Fall, der dieser Tage das Londoner Polizeibüro beschäftigte: Joseph Henry Orchard war bei einer Reserve-Batterie der Feldartillerie eingestellt und verschwand, nach der späteren Aussage seines Leutnants, am 5. März plötzlich ohne Urlaub von seinem Regiment. Von da an trieb er sein Unwesen am Victoria-Bahnhof, wo er in voller Uniform die Vorübergehenden anbettelte. Eines Tages wurde er von einem älteren Herrn erblüht, als er mühsam an einem Stock dahergehinkt kam. Er schien große Schmerzen zu haben und sich kaum mehr aufrecht halten zu können. Der Herr, der natürlich glaubte, einen verwundeten Soldaten vor sich zu haben, hatte großes Mitleid und rief ihn an, Krücken zu gebrauchen. Der arme Soldat aber sagte, daß er nicht genug Geld hätte, um sich solche zu kaufen. Der Wohlthäter ging mit ihm in ein Geschäft und schenkte ihm Krücken. In diesen humpelte Orchard von da an umher, oft von einem kleinen Hunde begleitet, den er seinen Kameraden aus dem Schützengraben nannte. So traf ihn eine Dame, die sich des armen Vaterlandsverteidigers erbarmte und für ihn einen Krankenwagen mietete, in dem er als hilfloser Invalide, das linke Bein mit einem Verband umhüllt, im Zoologischen Garten herumgeführt wurde. Eine andere Dame hörte durch ihre Dienstmoten von dem armen verwundeten Soldaten und ließ ihn zu sich kommen. In einem Lehnstuhl, bequem in Kissen gebettet, erzählte er ihr und ihrem Manne seine traurige Geschichte, wie er bei La Bassée seine schwere Verwundung davongetragen habe, daß er Strüben aus dem Lazarett entlassen worden sei und nur noch im St. Georges' Hospital täglich seine Wunden nachsehen ließe. Er habe auch sehr viel abgenommen, und um das zu beweisen, zeigte er, daß seine Kleidung ihm viel zu weit sei. Eine ganze Woche hindurch bezahlten die beiden mitleidigen Zuhörer sein Unterkommen in einem Soldatenheim und gaben ihm außerdem alle Mahlzeiten und allerlei Stärkungsmittel. Orchard erhielt neue Unterwäsche und noch eine schöne Portion Tabak. So gut ging es ihm, bis der Verdacht der Dienstmoten erwachte. Seine Schwindereien wurden entdeckt, man holte die Polizei und er wurde verhaftet. Seine vielen Wohlthäter mögen recht erstaunt gewesen sein, als sie hörten, daß ihr Schützling in Akaki nie an der Front gewesen ist und daß beim Abnehmen des Verbandes ein ganz gesundes Bein zum Vorschein kam.

**• Bei der Pariser Wahrsagerin.** Niemand hat die Pythia von Paris so viel zu tun gehabt wie jetzt: in den süppig ausgeschatteten Salons der Modepphetinnen und in den engen dunklen Zimmern der Wahrsagerinnen für die armen Leute drängen sich die Kunden in Scharen. Früher kamen die Frauen mit der einen einzigen Frage: Liebt er mich oder liebt er mich nicht? Heute wollen sie wissen, ob der Bräutigam oder Mann, der Vater oder Bruder im Felde, von denen sie seit langem nichts mehr gehört haben, noch leben oder tot sind. Im „Temps“ wird der Besuch bei einer Wahrsagerin des Armenviertels und bei einer vornehmen Pythia geschildert: „In der Rue de Montmartre wohnt eine dieser Priesterinnen der Zukunft zwischen einer Wäscherin und einem Fleischhacker. Durch den langen dunkeln Korridor drängen sich die Frauen nach diesem menschlichen schmutzigen Tempel, Köchinnen und Arbeiterinnen, kleine Verkäuferinnen, deren billige Kleidung viel Kummut verströmt. Feierlich wie in eine Kirche treten sie ein, und alle scheinen sie sich Hoffnung zu holen, denn ihre Blicke sind heller und heiterer, wenn sie sich durch die enge Lüre wieder herausdrücken. Das Geheimnis dieser Prophetinnen ist, daß sie stets das Schicksal der künftigen Tage etwas rosig urben, denn dadurch kesseln sie ihre Kundinnen an sich, und wenn dann der Zweifel kommt und die Ungewißheit sie zermartert, dann laufen sich diese armen Frauen wieder für

40 Sous ein wenig Hoffnung und guten Mut. Die Geschäftstüchtigkeit dieser Trostverkäuferinnen ist groß, und sie pressen ihre Gaben in den Zeitungen an. Eine von ihnen zeigte z. B. dieser Tage an, daß sie nicht aus den Karten stief, sondern heftig ist auf den ersten Blick.“ Im besseren Französisch, mit geflegteren Manieren, in einem eleganten Hause und hübsch ausgestatteten Zimmern liegen andere dem gleichen Geschäft ob. Sehr anständige Leute, die mit einem Dohnlächeln auf die Ausbeutung der Leichtgläubigkeit der Armen blicken und die schlaun „Wunderkäterinnen“ von Belleville und St. Denis für gemeine Schwindlerinnen erklären, opfern mit unerschütterlicher Ueberzeugung Goldstücke diesen prächtig gekleideten Prophetinnen, die sich vor allem auf die Usmachung verlassen. Der Wert ehier Prophezeiung wird hier nach der Höhe des Preises gemessen. Und doch sind alle diese Orakel der Reichen und der Armen gleich viel wert. Aber wir wollen nun einmal unter bestimmten Formen betrogen werden, und die Lüge muß nach unserem Geschmack gekleidet sein. Seien wir also nicht zu unduldsam gegen diese modernen Betragerinnen der Sphing, selbst wenn die Sphingen die Züge und die Sprache eines häßlichen alten Weibes haben!“

**• Gladstones Enkel gefallen.** Das englische Unterhaus hat einen schweren Verlust erlitten, der auf seine Mitglieder einen großen Eindruck machte. Nach Arthur O'Neill ist nunmehr das zweite Mitglied des Hauses gefallen, ein Mann, der um seiner selbst von großer Bedeutung war und zudem einen der ruhmreichsten Namen des Landes trug: als Leutnant der Royal Welch Fusiliers ist B. O. C. Gladstone, der Enkel des berühmten Staatsmannes, in Flandern in der Schlacht getötet worden. Der Dreißigjährige, dessen Mutter eine Tochter des zwölften Lord Maitland war, hatte die diplomatische Laufbahn ergriffen und war eine Zeitlang Ehrenattaché der britischen Gesandtschaft in Washington. Dann wurde er Gouverneur von Alaska, und damals mußte Maitland auf eine Anfrage im Unterhaus erklären, daß Gladstone nie Militärdienste getan habe. Als aber der Krieg ausbrach, eilte der junge Diplomat zu den Fahnen und trat als Sekondeleutnant bei den Fusiliers ein. Das englische Unterhaus weiß außer diesen beiden gefallenen Mitgliedern vier Mitglieder auf, die verwundet wurden, und zwei, die in deutscher Gefangenschaft sind. Die letzteren sind Major Morrison-Bell und der jetzige Lord Stair, der bei seiner Gefangenahme noch Mitglied des Unterhauses war und als deutscher Gefangener durch den Tod seines Vaters zum Lord wurde.

**Büchertisch.**

— Deutsche Kriegsstänge 1914/15. Ausgewählt von Johann Albrecht Herzog zu Mecklenburg. 1. Heft. Verlag R. F. Koehler, Leipzig. Preis 40 Hg. — Das Unternehmen, von dem das 1. Heft vorliegt, ist ein Reichen der Zeit; es zeigt, wie Hirt und Volk, hoch und nieder, zusammengeschmiedet worden ist in dem Willen, alle Kräfte für den einen Gedanken einzusetzen, der uns alle beherrscht. Ein deutscher Hirt, dem lange Jahre die Regenschicht von Braunschweig anvertraut war, hat die Dichtungen aus großer Zeit gesammelt, die in erster und heiterer Abwechslung die Taten und Stimmungen widerspiegeln, die in dem jetzigen Kriesenkampfe um unsere Freiheit die Seele unseres Volkes ergreifen und durchbeben. Dem ersten Heft, das hauptsächlich Dichtungen aus den ersten Wochen des großen Krieges enthält, sollen in Kürze weitere Bändchen folgen.

— Vor der Ehe. Roman von Ida Boy-Ed. Verlag Ullstein & Co., Berlin-Mien. Der neue Roman von Ida Boy-Ed hat zum Thema die ärtliche Anteilnahme einer Mutter am Gesühleben ihrer erwachsenen Söhne. Vornehmes Frauentum spricht sich in diesem Werke aus, das durch die gedämpfte Schwermut leidenschaftlichen Entlassens einen besonders innerlichen Ton erhält. Borurteillos und abgeklärt ist alles, was die Dichterin über die heutige Stellung des jungen Mädchens in der Gesellschaft sagt, über die Tendenz der Frauen, vor die Öffentlichkeit zu treten, über persönliche Freiheit in Ehe und Ehe.

**Logogriff.**

Es ist mit „e“ aus Fleisch und Haut  
 Gar zart und künstlich aufgebaut.  
 Glückselig, wenn Metall d'rin wohnt,  
 Als Münze, die das Prägen lohnt!  
 Doch hüt dich, triffst dich's mit „ü“,  
 So ist umsonst des Lernens Müh';  
 Meist kommt er her vom rauhen Norden  
 Und krank ist mancher d'ran geworden.  
 Schnell muß du's dann mit „o“ entzünden,  
 Das wärmt, du wirst Genesung finden.  
 Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
 Rybinsk — Ubiar — Düna — Oplum — Liter — Fansare  
 — Farini — Athene — Lauchart — Burgas;  
 Rudolf Falb, Steiermark.